

Mutmaßungen über ein Phantom

Eine Erzählung

Von Hans Christoph Buch

1 Das Phantom lebt im Dschungel unter Pygmäen. Als Superheld klärt es Verbrechen auf, rettet verirrte Reisende, verdreht Millionärstöchtern den Kopf und anderes mehr. Als „wandelnder Geist“ herrscht es seit Jahrhunderten im Urwald. So entstand der Eindruck, es wäre unsterblich, doch das erste Phantom, ein Schiffbrüchiger, gab nach einem Piratenüberfall den Auftrag an seine Söhne weiter. Nur die Pygmäen wissen darum.

Das Phantom trägt ein lila Kostüm mit schwarzer Maske, zwei Trommelrevolver und zwei Siegelringe. Der erste mit Totenkopfsymbol dient zum Markieren von Gangstern und Piraten, der zweite mit vierfachem „P“ (wie Phantom) bietet Opfern und Helfern Schutz. Als Zivilist getarnt (mit Sonnenbrille, Hut und hochgeschlagenem Kragen), reitet es auf einem weißen Hengst, begleitet von Devil, seinem Wolfshund, der ihm aufs Wort folgt.

Das ist, in kurzen Worten, die Geschichte des Phantoms, das 1936 von Lee Falk, der auch „Mandrake the Magician“ schuf, erfunden wurde und bis zu Falks Tod 1999 auf Comicseiten amerikanischer Zeitungen erschien. Die Maske des Helden verweist auf Zorro, die Muskeln unter dem eng anliegenden Kostüm auf Tarzan, und The Phantom war ein Vorläufer von Pulp-Fiction-Helden wie Superman, Spider-Man und Batman, ohne deren Popularität zu erreichen – dazu war die Figur zu eindimensional angelegt. Im deutschen Sprachraum wurde sie nach kurzlebigen Erfolg in den Fünfzigerjahren weitgehend vergessen, während das Phantom mehr denn je in Australien und noch mehr in Papua-Neuguinea präsent ist. Das hat einen Grund darin, dass australische Zeitungen bis heute Phantom-Comics drucken und die darin dargestellten Pygmäen Knochen im Haar tragen: ein Hinweis auf Kannibalismus, der unter den Ureinwohnern Neuguineas verbreitet war, auch wenn Ethnologen das bestreiten. Doch es gibt noch andere Gründe, warum Menschen in Papua-Neuguinea sich in Phantom-Comics wiedererkennen: Viele sind Analphabeten, in ihren Mythen und Märchen ist von Buschgeistern die Rede, und die Menschenverachtung der Kolonialzeit tritt in den Comics ebenso deutlich hervor wie die Grausamkeit des Luftkriegs zwischen Japan und den USA. Der Cargo-Kult hat hier seinen Ursprung, sprich: Landebahnen im Dschungel, von denen die Ureinwohner sich Lieferungen von Milchpulver, Reis und dergleichen erhofften.

Das Wort „Phantom“ kommt von dem altgriechischen Verb *phaino* (ich zeige); auch Schlüsselbegriffe wie „Phänomen“ und „Phantasma“ stammen dort her, „Phantomerschmerz“. Kein Wunder, dass die Folklore der nur oberflächlich christianisierten Papua-Bevölkerung hier andockte. In den Sechzigern machte die französische Fernsehserie „Fantomas“ Furore, mit Louis de Funès als tollpatschigem Detektiv, den Fantomas (gespielt von Jean Marais) mit immer neuen Masken austrickst. Und nach wie vor lesenswert ist Dieter Wellershofs Buch über Gottfried Benn mit dem Titel „Phänotyp dieser Stunde“, das Benns Karriere, von den Morgue-Gedichten über Meer- und Wandersagen bis zum kurzen Flirt mit den Nazis, als Zeitgeist-Phänomen kenntlich macht.

2 Ein Zeitgeist-Phänomen war auch der im Januar 2025 verstorbene Michel Gaißmayer, Freund und Anreger von Heiner Müller, Alexander Kluge und Udo Lindenberg, Herold von Willy Brandts Ostpolitik und Phänotyp der Entspannung; ein heimatloser Linker und irrtümlicher Intellektueller, der zwischen Ost- und Westberlin, Kuba und Moskau umhergeirte und den Verdacht auf sich zog, im Sold eines Geheimdienstes zu stehen. Derlei Gerüchte hat er weder bestätigt noch widerlegt, doch schon die Tatsache, dass er ihm anvertraute Geheimnisse sofort ausplauderte und auch sonst kein Blatt vor den Mund nahm, sprach dagegen, während sein aufwendiger Lebensstil – unterbrochen von Klinikaufenthalten logierte er stets in Grandhotels – die Frage aufwarf, wer sein Luxusleben finanzierte. Und als Gegenleistung wofür.

3 Mein Name ist Michel G., aber ich bin kein MG, sondern das Gegenteil davon: ein Brückenbauer zwischen Ost und West, Nord und Süd, der durch beharrliches Reden – und nichts sonst – erbitterte Feindschaft und kriegerische Konfrontation umpolte zu friedlicher Koexistenz: Entspannung heißt der Fachausdruck dafür. Je nachdem, in welchen Teil der Welt es mich verschlägt, nenne ich mich Michel, Miguel oder Michail, aber ich bin weder ein schlafmütziger deutscher Michel noch ein jüdischer Erzengel, der mit dem Flammenschwert das Tor zum Paradies bewacht, kein Stasi-IM und auch kein Doppelpager des KGB oder der CIA, wie böse Zungen mir nachsagen, was schon deshalb ausscheidet, weil ich alles ausplaudere, was man mir unter dem Siegel der Verschwiegenheit mitteilt: Ich war und bin Hochstapler von Beruf, und meine Arbeitsklei-

dung besteht aus blank geputzten Schuhen, einem frisch gebügelt Hemd und einem schwarzen Anzug, den ich mir jedes Jahr maßschneidern und einmal im Monat im Kempinski chemisch reinigen lasse, was mich nichts kostet, weil der Hotelportier, ebenso wie der Oberkellner im Café Einstein, auf meiner Gehaltsliste steht und mir aus Gründen, auf die ich später zurückkomme, zur Gegenleistung verpflichtet ist.

Anders als 007 trage ich weder eine Beretta im Schulterhalter noch vergiftete Schuhspitzen, um Vertragskiller aus dem Weg zu räumen, die sich auf Schritt und Tritt an meine Fersen heften, sondern nur ein Mobiltelefon als Ersatz für das gute alte Festnetzgerät, mit dem ich Wunder bewirkt habe: Udo Lindenberg's Konzert im Palast der Republik, das die Berliner Mauer zum Einsturz brachte, kam so zustande, ebenso wie der Aufstieg und Fall meines Namensvetters Michail Gorbatschow, den das Leben bestrafte, weil er zu früh kam, ejaculatio praecox nennen die Sexologen das, Willy Brandts Wahl zum Bundeskanzler und sein Sturz durch eine Filzlaus aus dem Flohziirkus von Markus Wolf – all das war mein Werk, ganz zu schweigen von der Kubakrise, der Spiegel-Affäre und der Reise eines gewissen HC Buch nach Osttimor, dessen Revolutionsführer, Erzbischof Ximenes Belo, den zum Kriegsreporter mutuierten Autor in Privataudienz empfing – all das war mein Werk, das ich als Strippenzieher im Festnetz zustande brachte: Satellitentelefone und Computer gab es zwar schon, doch ihr Gebrauch war wenigen Auserwählten vorbehalten – dies nur im Voraus und außer der Reihe. Die Schwarz-Weiß-Fotos, auf denen ich als graue Eminenz zu sehen bin, aufgenommen von der Fotografin Barbara Klemm, sind abgedruckt in seriösen Zeitungen, hinter denen sich ein kluger Kopf verbirgt.

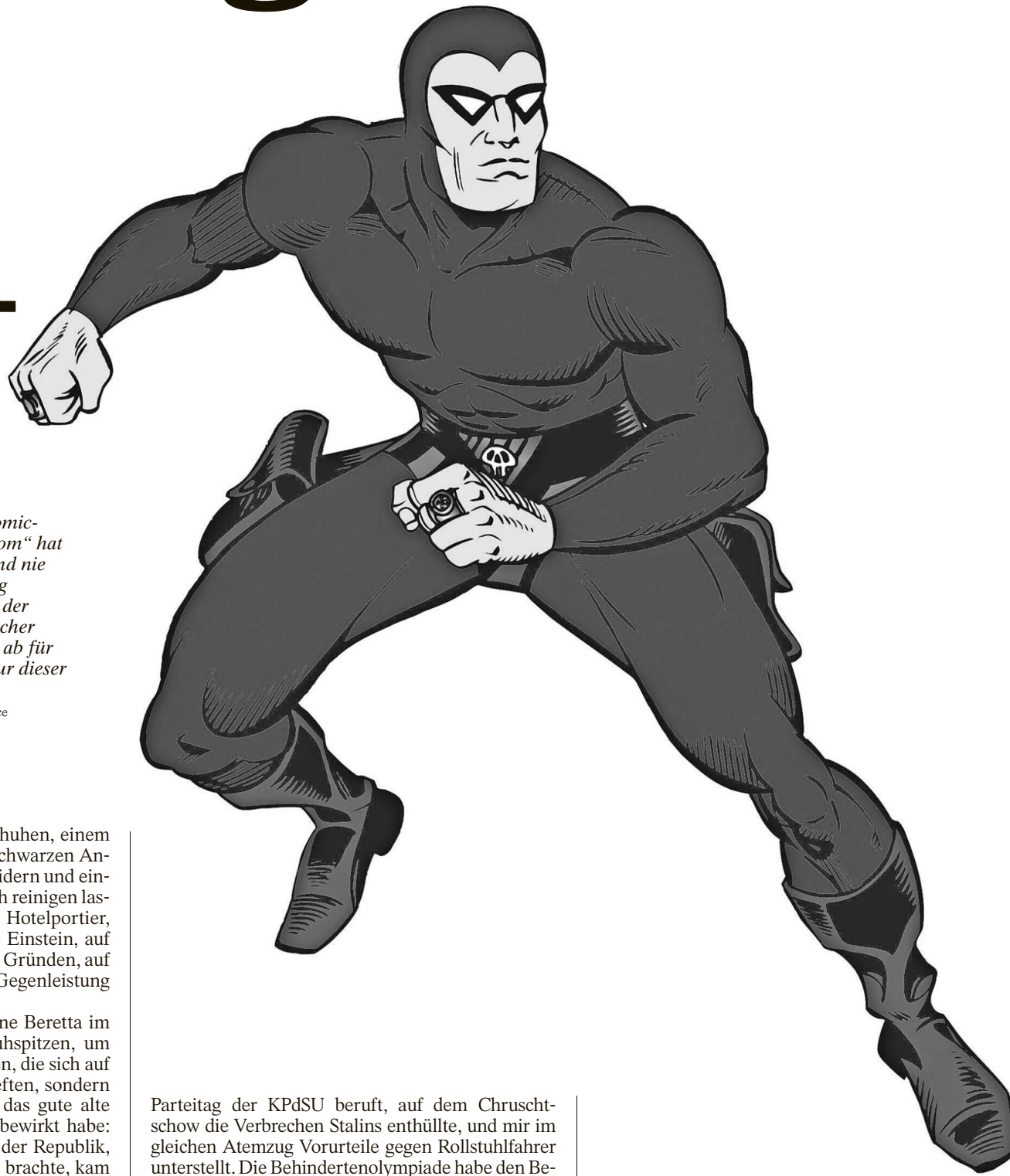
Welch tieferer Sinn ist dem Bekenntnis eines Hochstaplers zuzusprechen, das nicht unter dem Gesichtspunkt der Wahrhaftigkeit abgefasst ist? Auf die Gefahr hin, als eitel oder schamlos zu gelten, habe ich mich entschlossen, äußersten Freimut walten zu lassen und die Beurteilung meines Textes den Lesenden anheimzustellen, die mir beim Schreiben über die Schulter schauen, falls es solch geneigte Leser noch gibt. Den Ort, an dem ich meine Aufzeichnungen zu Papier bringe, hätte ich mir in den kühnsten Träumen nicht ausgemalt: Er liegt im ehemaligen Todesstreifen an der ehemaligen Staatsgrenze der ehemaligen DDR, schräg gegenüber vom zum Museum umgewidmeten Hamburger Bahnhof, nur einen Gewehrschuss entfernt vom Reichstagsufer, auf dessen Böschung der achtzehnjährige Peter Fechter verblutete als erster einer Reihe von Republikflüchtigen, deren Fluchtversuche im Kugelhagel scheiterten: Ein Wald von Kreuzen am östlichen Rand des Tiergartens, vis-à-vis dem Brandenburger Tor, erinnert daran. Doch ich schweife ab.

Ich wollte vom Bundeswehrkrankenhaus erzählen, einst Klinik der Nationalen Volksarmee, das mir zur zweiten Heimat wurde, als Rettungsanstalter mich dort einliefern und ein uniformierter Arzt mit trotz Achselklappen zivilem Umgangston eine Herpes-Infektion diagnostizierte, vielleicht war es auch eine Borreliose, deren Folgen, Wadenkrämpfe und Kopfschmerzen, durch Cortison-Spritzen, die mein Hausarzt mir verabreichte, nicht gelindert, sondern verschlimmert wurden.

4 Bernd das Brot ist mein ziemlich bester Freund – so nenne ich ihn, weil er im Rollstuhl sitzt und weil wir uns freundschaftlich kabbeln, seit er mir vor Jahrzehnten am Ku'Damm über den Weg lief. Damals, kurz vor dem Mauerbau, war Bernd das Brot mit Abiturzeugnis unter dem Hemd über die grüne Grenze getürmt, was ich missbilligte, obwohl ich kein Parteigänger der Diktatur war und bin. Doch eine real existierende Alternative zum Kapitalismus schien mir wünschenswert, Diktatur hin oder her. Sein Ostabitur hat ihm im Westen nichts genützt: Bernd musste das Westabitur nachholen, um Theaterwissenschaften zu studieren, was die DDR ihm wegen der Klassenzugehörigkeit der Eltern verbot. Statt Marxismus-Leninismus zu büffeln, packte er seine sieben Sachen und fuhr mit der S-Bahn vom Bahnhof Friedrichstraße zum Bahnhof Zoo, unbehelligt von der Bahnpolizei, die das Gepäck der Reisenden filzte, Bernd aber unbeanstaltet passieren ließ. Ich war und bin kein Kommunist, ich sagte es schon, aber Antikommunismus geht mir auf den Geist, selbst wenn Bernd das Brot sich dabei auf den XX.

Lee Falks Comicfigur „Phantom“ hat in Deutschland nie großen Erfolg gehabt. Aber der maskierte Rächer gibt die Folie ab für die Hauptfigur dieser Erzählung.

Foto Picture Alliance



Parteitag der KPdSU beruft, auf dem Chruschtschow die Verbrechen Stalins enthüllt, und mir im gleichen Atemzug Vorurteile gegen Rollstuhlfahrer unterstellt. Die Behindertenolympiade habe den Behinderten mehr geschadet als genutzt, pflegt er zu sagen, weil in der Sportschau immer nur muskulöse Athleten zu sehen seien, die ohne Arme oder Beine Rekordleistungen erbrächten, während er es ohne Hilfe nicht mal auf die Rampe des Pergamonmuseums schafft. Trotzdem lehne ich es ab, ihn im Rollstuhl ins Museo de la Revolución zu schieben, damit er die frisch gestrichene Motoryacht „Granma“, rostige T4-Panzer und auf Hochglanz polierte Flugabwehrraketen bewundern kann, solange er Kubas Mangelwirtschaft mit HO-Läden in der DDR vergleicht und in der Altstadt von La Habana triumphierend auf im Rinnstein verwesende Ratten zeigt.

5 Aller guten Dinge sind drei, und das Personal dieser Erzählung wäre unvollständig ohne den Dritten im Bunde, für den die Berufsbezeichnung Schriftsteller zu hoch gegriffen ist: Schreiberling Tintenkleckser Wortklauber passt besser, denn HCB – so heißt der Musketier – war und ist stets bereit, für eine witzige Pointe oder gelungene Formulierung dem Teufel seine Seele zu verkaufen oder lieber noch die seiner Großmutter. (Um durchblicken zu lassen, dass er Englisch versteht, sagt er „and“ statt „und“ oder „Brelin“ statt Berlin: Liquidametthese nennt er das hochtrabend. Dabei weiß jeder linguistische Laie, dass das keine Lautverschiebung, sondern ein Werbegag ist, mit dem Buch seine unverkäuflichen Bücher an den Mann zu bringen versucht – das nur in Klammern!) Anders als Bernd das Brot, dem das Kainsmal des Antikommunismus schmerzhaft eingebrannt wurde, als er in den Westen floh, ging HC Buch den umgekehrten Weg vom Bonner Bürgersohn zum Sympathisanten der UdSSR, die er nur vom Hörensagen kannte – erst der Augenschein an Ort und Stelle hat ihn eines Besseren belehrt. Sympathisanten habe ich nie gemacht, Renegaten noch weniger, doch Buchs doppelte Bekehrung – zwei Schritte vor, drei Schritte zurück – war mein Werk. Nachdem er sich bei „Schreibmaschinen für Vietnam“ seine Sporen verdient hatte – mit diesem Slogan machten wir Maoisten und Spontis Konkurrenz, die unter der Devise „Waffen für den Vietnam“ antraten –, nachdem er also seine Sporen verdient hatte, besorgte ich ihm einen Gratisurlaub im Vaterland der Werktätigen, wo er es in Devisenhôtels mit KGB-Huren trieb und sich für Krimsekt und Kaviar bedankte, indem er zum Klassenfeind überließ. So viel vorweg.

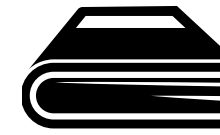
6 Mein Opus magnum heißt „Udo's Roadmap“, ein Konvolut von sechzig Seiten, das ich gemeinsam mit Bernd dem Brot, meinem ziemlich besten Freund, zu Papier brachte, um mich am tiefsten Punkt meiner Karriere, als ich mit Herpes und Borreliose darniederlag, am eigenen Schopf aus dem Sumpf zu ziehen – Münchhausen lässt grüßen! Doch ich bin kein Lügenbaron, sondern eine ehrliche Haut, und „Udo's Roadmap“ von der Briefkastenfirma Crossmapping.net – so heißt mein Start-up mit Sitz in Liechtenstein – war der beste Beweis dafür: sechzig großzügig bedruckte Seiten voller vertraulicher Kontaktadressen und privater Handynummern, deren Wert sich mit Geld nicht aufwiegen lässt, eine Mischung aus Routenplaner und Terminkalender, Business-Agenda und diplomatischem Protokoll, das nur den Schönheitsfehler aufwies, dass Udo, die Hauptperson des Ganzen, seine Teilnahme an der Kubareise absagte ohne Angabe von Gründen. „But where is Udo?“, rief nach der Landung in La Habana der Leiter des vom Kulturministerium entsandten Empfangskomitees, der uns unter einem Transparent mit der Aufschrift „Bienvenido en Cuba“ erwartete: „He will arrive tomorrow“, antwortete ich wider besseres Wissen.

7 Was war passiert? Nach seiner Entlassung aus der Klinik der Bundeswehr, die vor der Wende der Nationalen Volksarmee unterstand, lud Michel mich ein, ihn nach Kuba zu begleiten, denn dort hatte Udo Lindenberg unter seiner Ägide Heilung von der Drogenabhängigkeit gesucht und gefunden. Seit den Weltjugendfestspielen in Havanna 1979, wo Polizisten Michel und mich von unseren Tanzpartnerinnen trennten, zu unserem eigenen Schutz, wie es hieß, hatte ich Kuba mehrfach besucht, nach einem kurzen Gastspiel an der Universität aber enttäuscht den Rücken gekehrt: Zu tief war die Diskrepanz zwischen Anspruch und Wirklichkeit der kubanischen Revolution. Ich sagte meine Teilnahme ab, doch mit dem Hinweis, die Reise kostete mich nichts und ich hätte keinerlei Verpflichtungen, rang er mir eine Zusage ab in der Hoffnung, meinen Freund Orestes zu treffen, um letzte Hand anzulegen an die Übersetzung meines Romans „Haiti Chérie“. Von wegen: Die Probleme begannen am Flughafen Orly, wo er mich bat, ihm vor dem Start Heparin in die Bauchdecke zu spritzen, obwohl ich von Medizin nichts verstehe und weder Arzt noch Krankenpfleger bin. Der Stewart informierte den Kapitän, und der weigerte sich, den rentierten Passagier zu befördern: Nur dem Dokortitel in meinem Pass und einer eidesstattlichen Erklärung von mir hatte er es zu verdanken, dass er an Bord bleiben durfte, statt in Handschellen abgeführt und ausgewiesen zu werden.

8 Das war erst der Anfang. Nach der Landung in Havanna wurden wir getrennt untergebracht: Ich bezog die für Udo reservierte, blumengeschmückte Suite im Ex-Hilton-Hotel, das seit 1959 „Havanna Libre“ heißt, und gemeinsam mit meinem Übersetzer Orestes und Bernd dem Brot trank ich die vom Protokoll bereitgestellte, lauwarne Magnumflasche Champagner leer. Michel hingegen checkte ein ins Hotel „Nacional“, wo Al Capone, Meyer Lansky, Frank Sinatra und Errol Flynn residiert hatten, während Hemingway bei „Sloppy Joe's“ oder in der „Bodeguita del Medio“ einen Sundaytrank. Wie stets telefonierte Michel hektisch in der Weltgeschichte herum, um Udo zum Nachkommen zu überreden, bevor er Bernd dem Brot und mir Spezialitäten auftischen ließ, die es normalerweise in Kuba nicht gab, selbst aber nur zögernd an seinem Espresso nippte, in Erwartung des Autoverbandschefs Miguel Barnet und des Uneac-Präsidenten Jesús Insula: Ersterer ließ keine Gelegenheit unbenutzt, Fidel Castro seine Loyalität zu bekunden; Letzterer hatte das Kunststück fertiggebracht, einen BMW von Bayern nach Kuba zu überführen, was nur mit Protektion, sprich Korruption zu bewerkstelligen war.

Michels endloses, obsessives Telefonieren fiel der Hoteldirektion auf, und um sicherzugehen, dass er die Rechnung bezahlen könne, bat man ihn zur Kasse. Dabei stellte sich heraus, dass ihm seine Kreditkarte abhandgekommen, gestohlen oder beschlagnahmt worden war. Sein Telefonanschluss wurde gesperrt, und das Hotel erklärte ihn zur unerwünschten Person mit der Auflage, nach Begleichung der Schulden Kuba auf schnellstem Weg zu verlassen. Als die grüne Plastikkarte unter dem Futter des maßgeschneiderten Anzugs zum Vorschein kam, war es zu spät: Sein Duzfreund Valentin Falin, Ex-Sowjetbotschafter in Bonn, hatte von Moskau aus die Hotelrechnung bezahlt – also doch KGB?

LITERARISCHE GEGENWART



Grönland und Leipzig

Ein kleiner Junge sitzt auf den Brettern einer Veranda, das lange dunkle Haar schaut unter einer Schirmmütze hervor, die Hände liegen auf den Knien, als wüsste ihr Besitzer nicht so recht wohin mit ihnen. Und dann der hoffnungslose Ausdruck in dem breiten Gesicht, die schmalen Augen, der nach unten verzogene Mund – „Minik in der Bronx, 1897“ lautet die Bildlegende des Fotos in jenem Buch, das der kanadische Schriftsteller Kenn Harper 1986 über den, so der Untertitel, „Eskimo von New York“ schrieb.

Es erzählt eine deprimierende Geschichte: Weil der deutschstämmige, in New York arbeitende Ethnologe Franz Boas die Kultur der nordgrönländischen Inuit untersuchen wollte, bat er den amerikanischen Polarforscher Robert Peary, einen von ihnen zur Reise in die Vereinigten Staaten zu bewegen. Peary brachte 1897 gleich sechs Bewohner einer grönländischen Siedlung zu Boas ins American Museum of Natural History, darunter den etwa sechsjährigen Minik. Als vier seiner Freunde und Angehörigen starben und der fünfte zurück in die Heimat reist, bleibt Minik in der Familie eines Museumsmitarbeiters zurück. Es folgt eine kurze Lebenszeit des weitgehend verlassenen Jungen zwischen den Kulturen, bis er 1918 an der Spanischen Grippe stirbt.

Als der österreichische Autor Franzobel seinen historischen Roman über Minik begann, war nicht abzusehen, dass Grönland zum Erscheinungstermin des Buchs eine so rasant gewachsene internationale Aufmerksamkeitsbekommen würde. Nun stellte er „Hundert Wörter für Schnee“ auf der Leipziger Buchmesse vor, einen Tag bevor der amerikanische Vizepräsident in Begleitung seiner Frau zu einem Kurzbesuch in Nordgrönland eintraf, und las eine Passage vor, in der er die Ankunft Pearys und seiner Frau Josephine auf der Insel schildert. Das Ehepaar Vance auf dem 1953 eingerichteten Stützpunkt Thule ging dabei mit den ein gutes halbes Jahrhundert früher reisenden Pearys des Romans eine von Franzobel durchaus beförderte Verbindung ein, der Ureinwohner Pearys und seiner Frau Josephine auf der Insel schildert. Das Ehepaar Vance auf dem 1953 eingerichteten Stützpunkt Thule ging dabei mit den ein gutes halbes Jahrhundert früher reisenden Pearys des Romans eine von Franzobel durchaus beförderte Verbindung ein, der Ureinwohner Pearys und seiner Frau Josephine auf der Insel schildert. Das Ehepaar Vance auf dem 1953 eingerichteten Stützpunkt Thule ging dabei mit den ein gutes halbes Jahrhundert früher reisenden Pearys des Romans eine von Franzobel durchaus beförderte Verbindung ein, der Ureinwohner Pearys und seiner Frau Josephine auf der Insel schildert.

Franzobels eigene Reise nach Qaanaaq, von der er an diesem Abend ebenfalls berichtete, stand unter einem anderen Stern. Die nördlichste Stadt der Welt wurde auf Grönland für diejenigen gegründet, die durch die Gründung des amerikanischen Stützpunkts von ihrem ursprünglichen Siedlungsplatz vertrieben wurden. Der Autor kam in einem kleinen Hotel unter, beobachtete eine Narwal-Jagd und erfuhr unter anderem, wie grönländische Kinder zu ihren Namen kommen: Nach der Geburt nennt man nacheinander so viele, bis der Säugling bei einem von ihnen zu schreien aufhört und sich auf diese Weise seinen Namen selbst wählt. Ein derart feines Ohr gesteht Franzobel der Josephine Peary seines Romans nicht zu, die sich bei der ersten Begegnung fragt, ob das, was sie von den Inuit zu hören bekommt, überhaupt eine Sprache sei.

Andernorts war man da längst weiter, auch in Leipzig. Wer durch die innerstädtische Petersstraße Richtung Markt läuft, sieht auf der linken Seite über einer Haustür ein goldfarbenes Relief, das einen Inuit im Kajak zeigt, links und rechts über ihm zwei grimmige Meerestiere. Das Haus, erbaut um 1750, wurde später „Zum Grönländer“ getauft, angeblich um an die Rettung eines Familienmitglieds in Seenot durch einen Inuit um 1790 zu erinnern – der arktische Helfer, eingeladen zu einem Besuch in Leipzig, starb bereits in Lübeck, aber sein mitgeführtes, sehr langes Kajak gelangte ins Leipziger Völkerkundemuseum, wo es prominent ausgestellt und erst in jüngster Zeit aus Platzgründen in ein Depot überführt wurde.

Der Name des Hauses in der Petersstraße soll Jean Paul 1783 zum Titel seines Debüts angeregt haben: „Grönländische Prozesse“. Das passt nur mühsam zur Chronologie, aber umso besser zu den auf Grönland gerichteten räuberischen Gelüsten: „Stehlen ist der Puls der Vielschreiber“, so beginnt Jean Paul, denn die literarische Öffentlichkeit schätze „die Vorzüge der Diebe, die ihre langen Finger unter irgend einem Handschuh zu verstecken wissen“. Und es passt zu der auf Leipzigs Buchmesse geführten Diskussion um die urheberrechtlich geschützten Texte, an denen, wie viele Autoren argwöhnen, gerade die KI geschult wird, die sie demnächst arbeitslos machen könnte.

TILMAN SPRECKELSEN